

## = Kapitel 18 =

### Ein lebendes Rätsel.

Seine Adresse stand am Kopfe des Briefes.

Es war ein „Hotel“, in Wirklichkeit in der ältesten Hafenstraße die größte Räuberspelunke von Kapstadt—das Hotel zur Schildkröte.

„Wer dort logiert, der sieht aber gar nicht danach aus, als ob er für alle Unkosten solch einer Expedition garantieren könne!“ meinte ich.

„Well, wir werden ja sehen.“

Kapitän Martin schrieb den Brief, die Patronin unterzeichnete ihn nur. Ein Matrose wurde hingeschickt.

Nach 20 Minuten kam er zurück, allein.

„Der Mann wohnt gar nicht dort, hat dort nur seine Adresse. Na, das ist ja eine Spelunke! Und der Wirt war gar nicht gut zu sprechen auf den Hidalgo, wie er ihn nannte. Einen größeren Hungerleider gebe es nicht.“

„Holt er denn den Brief ab?“

„Ja, es wäre möglich, daß der Hidalgo heute abend noch einmal käme. Ihm geben wollte der Wirt den Brief, mehr könne er nicht sagen.“

Es verging nur eine halbe Stunde, als Sennor Montezuma della Estrada gemeldet wurde. Ich befand mich noch in der Kajüte bei der Patronin, der Kapitän wurde schnell gerufen.

Na, das war ja eine Gestalt, die da eintrat!

Ich hatte schon so manches merkwürdige Individuum gesehen, aber so eines noch nicht!

Die Hauptsache an ihm war ein weiter, schmieriger Mantel von unbestimmter Farbe, der ihn vom Kinn bis zu den Füßen einhüllte. Diese letzteren hatte er wie die Slowaken—aber auch wie die spanischen Basken—mit Lederstreifen umwickelt, was gerade noch zu sehen war.

Dann auf dem Kopfe ein Sombrero, ein schäbiger Filzhut mit mächtiger Krempe, tief, tief in die Stirn gedrückt, so daß man von dem mumienhaft eingetrockneten, bartlosen Gesicht nicht mehr viel mehr als die lange, schmale Adlernase und die scharfen Adleraugen sah.

Die linke Hand hatte er unter dem Mantel, hielt diesen zusammen, und vorn aus einem Schlitze—Ärmel hatte der Überwurf, ein Poncho, gar nicht—sah die rechte Hand hervor, die ausgedörrte Hand einer Mumie, nur aus Knochen und gelber Haut bestehend, schmutzig, an den Spinnenfingern reichlich zolllange Nägel, ganz spitz, wie beim einem Raubvogel, und zwischen diesen Krallen hielt er eine brennende Zigarette, die er ab und zu an die blutleeren Lippen führte, wobei aber, da er sich hierzu stets bückte, sein Gesicht immer vollends verschwand.

Ich bemerkte gleich, daß er ständig Zigaretten rauchte. Konnte er das Stummelchen nicht mehr halten, so verschwand die rechte Hand unter dem Mantel und kam gleich mit einer neuen, schon brennenden Zigarette zum Vorschein. Das besorgte er alles unter dem Mantel. Den glimmenden Stummel mußte er ausdrücken und einstecken.

So stand er vor uns. Unbeschreiblich! Diese Krallenhand, diese Nase, diese Raubvogelaugen—ganz unheimlich!

Wirklich, ich hätte mit diesem Manne nicht allein sein mögen!

„Montezuma della Estrada, Prospektador!“ stellte er sich vor und ließ das Fragment seines Mumiengesichtes vollends verschwinden, weil er den Kopf beugte, um aus der Zigarette in seiner Hand, deren Lage er nicht veränderte, einen Zug zu inhalieren.

Und diese Stimme! Nicht nur total heiser, sondern wie ein zischendes Krächzen klingend.

„Well!“ übernahm Kapitän Martin, wie ausgemacht, das Verhör. „Sprechen Sie Englisch?“

„Si, si, Sennor!“ wurde gekrächzt.

„Sie wissen am Amazonasstrom eine Stelle, wo wilde Chinabäume stehen?“

„Si, si, Sennor.“

„Wo?“

„Ich weiß es.“

Das hatte er aber immer noch auf Spanisch gesagt. Oder doch: Ich weiß.

Das verbum wissen heißt auf Spanisch saber. Es wird unregelmäßig konjugiert. Ich weiß heißt yo se. Aber das Fürwort läßt der Spanier für gewöhnlich weg. Er sagt nur: se, gleich ich weiß.

Aber der Spanier konjugiert dieses verbum unter Umständen auch regelmäßig, obgleich es grammatikalisch nicht erlaubt ist. Dann sagt er anstatt „ich“ auch noch „mein“, also „mi“ anstatt „yo“. Also sagt er „mi sabe“. So wie es jetzt auch dieser Mann getan hatte.

Ich muß dies anführen, falls einer meiner Leser Spanisch kann und dann sagt: Mi sabe—das gibt's ja gar nicht!

Nein, in Grammatiken und Schulbüchern steht es allerdings nicht. Aber man soll nur nach Spanien und nach Südamerika kommen, wie oft man es dort hört: mi sabe! Allerdings auch nur bei besonderer Gelegenheit. Es ist die stärkste Bejahung, oder vielmehr die größte Betonung einer Behauptung, deren der stolze Spanier fähig ist. Mi sabe—Halt's Maul, ich weiß es, nun aber keine Widerrede mehr!

„Mi sabe.“

„Nebenfluß des Amazonasstromes?“

„Nebenfluß.“

„Auf welchem?“

„Mi sabe.“

„Vor oder hinter Manaos?“

„Mi sabe.“

Nun weiß der Leser, was dieses „mi sabe“ unter Umständen bedeutet. Ich weiß es—Du brauchst es nicht zu wissen.

„Können wir mit diesem Schiffe bis hinfahren?“

„Si, si, Sennor.“

„Wissen Sie, wie tief dieses Schiff geht?“

„Mi sabe.“

„Nun, wie tief?“ ließ diesmal Martin aber nicht nach.

„Das Wasser ist tief genug, um mit diesem Schiffe bis in die Mitte des Gebietes zu fahren. Mi sabe.“

„Wie lange braucht man von Para aus?“

„Mi sabe.“

Es war nichts zu machen.

„Ist es gefährlich dort?“

„No, Sennor.“

„Fieber?“

„No, Sennor.“

„Kriegerische Indianerstämme?“

„No, Sennor.“

„Wie groß ist das Gebiet?“

„Mi sabe.“

Also auch so etwas wollte er nicht einmal andeuten.

„Sie schätzen den Wert auf vier Millionen Milreis?“

„Si, si, Sennor.“

„Waren Sie selbst schon dort?“

„Si, si, Sennor.“

„Wieviel Prozent Chinin?“

„Sieben bis zehn Units.“

„Well. Weshalb beuten Sie denn das nicht selbst aus?“

„Mi sabe.“

„Sie selbst führen uns hin?“

„Si, si, Sennor.“

„Ohne weitere Begleitung?“

„Ich allein.“

„Die Arbeit des Abrindens soll auch unsere Mannschaft ausführen?“

„Si, si, Sennor.“

„Welchen Anteil wollen Sie am Gewinn haben?“

„Nichts.“

Es war sofort ausgesprochen worden, heiser hervorgezischt.

„Sie wollen gar nichts davon haben?“

„Nichts.“

Wir blickten uns an.

„Ja aber warum denn nur nicht?!“ fragte die Patronin.

„Mi sabe.“

Es war wiederum ausgesprochen worden, wie es eben nur ein Spanier aussprechen kann, und wenn er auch noch in ganz andere Lumpen gehüllt ist.

„Well!“ nahm wieder Martin das Wort. „Also keinen Anteil am Gewinn. Was fordern Sie sonst?“

„Nichts.“

„Auch kein Gehalt?“

„Nichts. Nur Brot, Zwiebeln und Wasser.“

Wir blickten uns wieder an. Wenigstens die Patronin und ich. Der Kapitän hob nur etwas die Schultern.

„Well. Nun schreiben Sie doch davon, daß Sie für die Sicherheit des Unternehmens garantieren könnten. Einen vollwertigen Einsatz für unsere Unkosten geben wollten.“

„Si, si, Sennor.“

„Womit garantieren Sie?“

„Con eso—hiermit!“

Auch seine linke Hand schlüpfte einmal hervor und warf etwas auf den Tisch.

### Illustration

Alle Wetter noch einmal!

Es war ein runder Diamant von der Größe einer welschen Nuß in Brillantschliff, gefaßt in einen goldenen Ring. Aber nicht etwa als Fingerring! Um den ganzen Diamanten zog sich eine breite Goldscheibe herum, in der saß er drin.

Ich habe später im Louvre zu Paris den „Regent“ gesehen, auch „Pitt“ genannt. 136 Karat. Es ist nicht der größte, wohl aber der schönste aller bisher bekannten Diamanten, daher auch der kostbarste. Sein Wert wird heute auf 15 Millionen Franken geschätzt.

Dieser Diamant, den ich hier sah, der war noch größer und noch viel, viel schöner als der Regent.

Fabelhaft war das Feuer, das im Scheine des elektrischen Lichtes von dem Dinge ausstrahlte! Ein Feuermeer in allen Farben des Regenbogens!

Nur Kapitän Martin blieb ganz gelassen, so nahm er den Diamanten vom Tisch.

„Sie gestatten mir wohl die Frage,“ konnte auch dieser alte Seebär sehr höflich sein, „ob dieser Diamant Ihnen gehört?“

„Si, si, Sennor.“

„Wo haben Sie denn den her?!“ staunte jetzt die Patronin, viel weniger höflich als der Kapitän, welche Frage aber verzeihlich war.

„Mi sabe.“

„Ist denn der auch wirklich echt?“

„Si, si, Sennora.“

Heute nachmittag war in der Kajüte die undichte Glasscheibe eines Bollauges nachgezogen worden, sie war dabei gesprungen, die beiden Hälften lagen noch auf dem Nebentisch. Solch eine Glasplatte ist zolldick.

Der Kapitän nahm eine Hälfte.

„Gestatten Sie, daß ich das Glas ritze?“

„Si, si, Sennor.“

Erst ritzte der Kapitän allerdings nur, dann drückte er bedeutend stärker auf, nahm die Scheibe in beide Hände—sie brach sofort durch. Zollstarkes Glas!

Ein Zeichen des echten Diamanten ist das ja allerdings noch nicht. Es gibt noch andere Steine und auch Metalle—Iridium—die Glas schneiden.

Kapitän Martin führte den Diamanten an den Mund und hielt längere Zeit die Zunge daran.

So sollen es die Diamantenhändler machen, wenn sie sonst kein Mittel bei der Hand haben, um die Echtheit eines Steines zu prüfen. Was sie dabei mit der Zunge herausfühlen, weiß ich nicht.

„Natürlich, das ist ein echter Diamant, da ist gar kein Zweifel daran, und zwar einer vom reinsten Wasser.“

„Si, si, Sennor.“

„Dann schätzen Sie also doch auch diesen Diamanten auf vier Millionen Milreis?“

„Si, si, Sennor.“

Der Kapitän wog das schimmernde Ding in seiner Hand.

„Well, dann dürfte er nicht zu hoch taxiert sein. Also Sie deponieren diesen Diamanten bei der Sennora Patrona?“

„Si, si, Sennor.“

„Wollen wir das schriftlich machen?“

„No, Sennor.“

„Erbeuten wir dort, wohin Sie uns führen, nicht für vier Millionen Milreis Chinarinde, dann gehört dieser Diamant der Sennora Helene Neubert?“

„Si, si, Sennor—si, si, Sennora.“

„Well, Frau Neubert, nehmen Sie diesen Diamanten unter Verschuß.“

Mit etwas zitternder Hand nahm die Patronin den funkelnden Stein, verschwand hinter der Panzertür, kam wieder zum Vorschein.

Ja, mir wurde auch immer seltsamer zumute. Nur Kapitän Martin blieb ganz ungerührt.

„Wann können wir die Expedition antreten?“

„Ahora—jetzt.“

„Jetzt sofort Kapstadt verlassen?“

„Si, si, Sennor Capitano.“

„Well, wir wären dazu imstande. Wir könnten in spätestens drei Wochen in Para sein. Ist jetzt die Zeit zu der Expedition auch günstig?“

„Si, si, Sennor.“

„Wegen der Wasserverhältnisse?“

„Si, si, Sennor.“

„Die Regenzeiten sind im Amazonasgebiete auf den verschiedenen Flußgebieten total verschieden.“

„Mi sabe.“

„Also mit der Regenzeit hat es gar nichts zu tun?“

„No, Sennor.“

„Wieviel Bäume sind wohl abzurinden?“

„Mi sabe.“

„Nein, Sennor, hierüber möchte ich doch eine nähere Auskunft haben. Gezählt werden Sie sie ja nicht haben, aber ungefähr taxieren werden Sie doch können, sonst könnten Sie nicht auch so bestimmt von vier Millionen Milreis sprechen.“

„Ungefähr 30.000 Bäume.“

Da—unsere Berechnung hatte gestimmt!

„In welcher Zeit könnten wir die entrinden?“

„Wieviel Leute haben Sie für diese Arbeit zur Verfügung?“ fragte der Spanier erst ganz richtig.

„Well—sechzig Mann könnten sich daran beteiligen.“

„In vierzig Wochen!“ erklang es jetzt sofort.

„Wie berechnen Sie das?“

„Jeder Mann pro Tag zwei Bäume. Macht in der Woche mit Ausschluß des Sonntags 720 Bäume. In vierzig Wochen wäre es geschehen.“

„Well, diese Berechnung stimmt. Ich weiß, daß zwei Cascarilleros ganz bequem täglich sechs große Bäume abziehen, auf vier würden es zwei unserer Jungens wohl auch bringen, gleich im Anfang, und ich kalkuliere, daß die bald

noch viel schneller arbeiten würden; denn was ich von den Cacarilleros gesehen habe, das hat mir nicht sonderlich imponieren können. Wohl sind sie gewandt wie die Affen, und sehr gefährlich sieht es aus, wenn sie die Rinde oben anschneiden und sich an dem abschälenden Streifen herablassen, aber das ist auch so unpraktisch wie möglich, da würden wir wohl bald anders arbeiten.“

„Si, si, Sennor!“ stimmte die Mumie denn auch bei.

„Also wollen wir uns auf ein Jahr gefaßt machen.“

„Si, si, Sennor.“

„Wir sind aber nur für ein halbes Jahr mit Proviant versehen.“

„Mi sabe.“

„Woher wollen Sie das denn wissen?“

„Mi sabe.“

„Well. So müssen wir uns erst noch für ein weiteres halbes Jahr verproviantieren.“

„Si, si, Sennor.“

„Sind Sie Seemann?“

„No, Sennor Capitano.“

„Sie kennen aber doch sicher die hier in Betracht kommenden Verhältnisse.“

„Si, si, Sennor.“

„Würden Sie vorschlagen, daß wir den Proviant hier in Kapstadt nehmen?“

Jetzt fühlte der Kapitän dem Manne einmal auf den Zahn.

„No, Sennor.“

„Sondern?“

„Erst in Para, besser vorher in Rio.“

Der Mann hatte die Prüfung bestanden. Es ist ja manchmal ein kolossaler Unterschied dabei, in welchem Lande man sich verproviantiert. In Rio de Janeiro kostet der Zentner bestes Salzfleisch 20 Mark, hier in Kapstadt war er nicht unter 50 Mark zu haben; ebenso Hülsenfrüchte, Mehl und dergleichen. und nun gar Spezialitäten wie Kisteneier! In Kapstadt das Schock nicht unter sechs Mark—man weiß gar nicht, woher die Eier dort unten so furchtbar teuer sind—in Rio bekommt man für dasselbe Geld fünf Schock Eier!

Noch billiger aber verproviantiert man sich in Buenos Aires oder Montevideo. Dort bekommt man unter Umständen das Fleisch umsonst, muß nur Faß und Salzlake bezahlen, nicht einmal die Arbeit wird gerechnet.

„Sie meinen also, wir sollen uns in Rio verproviantieren?“

„Si, si, Sennor.“

„Ist das Flußwasser in jener Gegend gut trinkbar?“

„Si, si, Sennor.“

„Es gibt dort auch Flüsse mit verdammt schlechtem Wasser. Der Tintorello führt seinen Namen mit Recht, der verpestet den Amazonas noch auf eine weite Strecke, das soll noch nicht der schlechteste sein.“

„Mi sabe.“

„Also das Trinkwasser dort ist gut?“

„Si, si, Sennor.“

„Haben wir sonst noch etwas besonderes mitzunehmen?“

„No, Sennor.“

„Wir müssen doch wohl besonderes Handwerkszeug haben?“

„Messer, Äxte und Seile.“

„Die sind allerdings genug an Bord vorhanden. Also wir könnten jetzt sofort den Hafen verlassen?“

„Si, si, Sennor Capitano.“

„Bleiben Sie gleich hier?“

„Si, si, Sennor.“

„Gehen aber doch erst noch einmal an Land?“

„No, Sennor.“

„Ihr Gepäck?“

„Habe keines, Sennor.“

Dieses Geständnis machte unserem Kapitän Martin absolut nichts aus.

„Well. Frau Patronin, soll ich aufs Seemannsamt gehen, uns abmelden? Dampf aufmachen lassen? In zwei Stunden können wir auf hoher See sein und Segel setzen. Der Wind ist günstig. Soll ich?“

„Wie Sie wollen!“ flüsterte die Patronin, und ihre Erregung war begreiflich. Mir ging es nicht viel anders.

„Nein, wie Sie wollen, Sie haben zu bestimmen. Wollen Sie die Fahrt sofort antreten?“

„Ja.“

„Well.“

Und der Kapitän ging sofort hinaus, fünf Minuten später überschritt er das Laufbrett.

Wir blickten uns an und dann wieder auf ads eingewickelte Mumien skelett, das eine Zigarette nach der anderen rauchte.

Himmel, wie in diesem Totenschädel die Raubvogelaugen über der mächtigen Adlernase, die übrigens, wie ich jetzt bemerkte, etwas schief war, funkeln konnten!

„Mann—Sennor!“ begann die Patronin leise. „wer sind Sie denn nur?“

„Ein Prospektador!“ erklang es heiser, mehr krächzend, und man hörte den Stolz heraus.

„Wie kommen Sie denn dazu, mir so etwas anzubieten?!“

„Mi sabe!“ blieb der Kerl auch uns beiden gegenüber derselbe.

„Haben Sie denn dieses Angebot schon einmal einem anderen gemacht?“

„No, Sennora Patrona.“

„Noch keiner anderen Person?“

„No, Sennora.“

„Sie haben das mit den Chinabäumen erst jetzt erfahren?“

„No, Sennora.“

„Sie wissen es schon seit längerer Zeit?“

„Si, si, Sennora.“

„Schon seit Jahren?“ examinierte die Patronin weiter, was auch ich getan hätte.

„Si, si, Sennora.“

„Und haben noch nicht daran gedacht, diese Schätze auszubeuten?“

„No, Sennora.“

„Ja, warum denn nun gerade mir?!“

„Mi sabe!“

„Sie haben sicher einen besonderen Grund dazu?“

„Si, si, Sennora.“

„Kennen Sie mich denn?“

„Si, si, Sennora.“

„Was wissen Sie denn von mir?“

Durchbohrend ruhten die glühenden Adleraugen auf der Patronin.

„Sie haben“, erklang es dann heiser wie immer, „heute früh achthundert Pfund Sterling den Armen überwiesen—alles, was Sie gestern abend im Theater verdient haben.“

Alle Wetter noch einmal!!

Auch die Patronin verstand natürlich sofort, war mächtig erschüttert und brauchte längere Zeit, ehe sie fortfahren konnte, und dann stellte sie gleich eine sehr richtige Frage, woran ich nicht gleich gedacht hätte.

„Das können Sie aber doch höchstens erst heute mittag erfahren haben.“

„Si, si, Sennora Patrona.“

„Und wann haben Sie denn diesen Brief geschrieben?“

„Heute mittag.“

Ach so! Der Brief war erst mit der Nachmittagspost gekommen. Das hatten wir nicht gewußt. Jetzt aber stimmte es auch.

„Und weil ich diese Theatereinnahme abzüglich unserer Unkosten wohltätigen Anstalten überwiesen habe, das hat auf Sie solchen Eindruck gemacht, daß Sie mir solch ein Millionen einbringendes Geheimnis übergeben?“

„Mi sabe!“ erklang diesmal diese Redensart ausweichend. Es war aber doch angebrachter gewesen als ein „Si, si, Sennora.“

„Bestimmen Sie nun, wie ich den Erlös der Chinarinde verwenden soll?“

„No, Sennora.“

„Daß ich einen Teil den Armen vermachen soll?“

„Ich habe keine Bedingungen, Sennora!“ erklang es mit Nachdruck.

„Auch nicht, wie ich es unter meine Mannschaft verteile?“

„Sennora, ich stelle gar keine Bedingungen!“ erklang es immer noch einmal.

Dann war diese Sache aber auch erledigt.

„Und Sie wollen also gar nichts davon haben?“ begann die Patronin doch noch einmal.

„No, Sennora.“

„Sie fordern nur Brot, Zwiebeln und Wasser.“

„Si, si, Sennora.“

Dann war es gut, daß wir gestern eine gute Portion Zwiebeln eingenommen hatten.

„Sie sind ganz bedürfnislos.“

„No, Sennora.“

„Nicht?!“

„Ich bedarf Brot, Zwiebeln und Wasser.“

Da durfte man wohl wenigstens lächeln, obgleich dieser Mann sicher keinen Witz hatte machen wollen. Aber er hatte ja auch ganz recht.

„Und Tabak!“ ergänzte ich.

„No, Sennor.“

„Sie rauchen doch.“

„Ich bedarf ihn wohl wie Papier, aber ich habe selbst genügend bei mir.“

Ach so! Dem sein ganzes Gepäck bestand also in Tabak und Zigarettenpapier.

Und Seife? hätte ich jetzt gern noch gefragt, unterdrückte es aber lieber.

„Sie bleiben also gleich hier an Bord?“ begann wieder die Patronin.

„Si, si, Sennora.“

„So begrüße ich Sie herzlichst als meinen Gast.“

Die eingewickelte Mumie machte mit Grandezza eine Verbeugung.

„Herrgott, ich habe Ihnen noch nicht einmal einen Stuhl angeboten!“

„Gracias, Sennora.“

Aber er setzte sich nicht, wie auch wir immer gestanden hatten.

„Ich werde Ihnen sofort eine Kabine anweisen lassen.“

„Gracias, Sennora—danke, nein.“

„Was nein?“

„Ich brauche keine Kabine.“

„Sie brauchen keine Kabine?“

„No, Sennora.“

„Ja wo schlafen Sie denn?“

„Wo ich mich hinlege.“

A la bonheur! Ein bedürfnisloser Diogenes, Wohnraum und Bett verachtend, sich mit einem Fasse zum Schutze gegen Regen und Sonne begnügend. Meine Hochachtung! „Wenn ich nicht Alexander wäre, dann möchte ich Diogenes sein!“

Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein guter Witz ein.

Den Stoiker oder Zyniker Diogenes kennt wohl jeder. Ein Philosoph, der in möglichster Bedürfnislosigkeit das höchste dem Menschen erreichbare Glück zu finden wähnte. Als er nur noch eine hölzerne Trinkschale besaß, und er sah einmal ein Kind aus der hohlen Hand trinken, warf er auch noch diese Schale fort. Aber eine Wohnung hatte er doch noch—ein Faß, wobei man jedoch an kein hölzernes denken darf, das man damals noch gar nicht kannte, sondern ein mächtiges, irdenes Gefäß, ein Tank, ein Bassin aus gebranntem Ton, in dem damals der Wein aufgehoben wurde oder in dem man ihn doch gären ließ; sonst gab es ja Weinschläuche, vielleicht auch ein Wassertank.

Auch König Alexander von Mazedonien, den wir jetzt den Großen nennen, besuchte einmal den merkwürdigen Sonderling. Diogenes sonnte sich gerade vor seinem Fasse. Alexander unterhielt sich mit ihm, der Mann gefiel ihm, obgleich Diogenes natürlich nicht etwa aufstand. Das gab's bei dem nicht.

„Ich gewähre Dir eine Bitte.“

„Dann, bitte geh mir aus der Sonne.“

Und der König ging davon mit den Worten: „Wenn ich nicht Alexander wäre, dann möchte ich Diogenes sein.“

Ich war noch ein Kind, als ich das las, empfand es aber schon damals als einen guten Witz, daß der sich gleich selbst Alexander den Großen nannte. Und vielleicht habe ich Unrecht, vielleicht ist es gar kein Witz, denn so etwas kann heute auch noch vorkommen.

Übrigens habe ich später einmal selbst solch einen Diogenes kennengelernt, am Bodensee, in der Nähe von Konstanz. Der alte Mann hauste in einer Bretterbude am See, war ganz bedürfnislos, und wenn er doch einmal Geld brauchte, so ging er als Hausschlächter.

Dabei ist nichts weiter. Solch ein faules Leben kann jeder Zigeuner und Tagelöhner führen. Erst eine gewisse Philosophie und noch ein gewisses Etwas macht den Diogenes aus.

Ich habe mich mit dem alten Manne oft köstlich unterhalten, und von den vielen Geschichtchen, die über ihn zirkulierten, will ich hier nur eine anführen.

Der Bürgermeister des nächsten Ortes war Holzhändler, hatte dem Einsiedler einmal Bretter geliefert, schickte vergebens Rechnungen, zuletzt auch eine energische Mahnung, jener solle doch endlich seine Schulden bezahlen; worauf der moderne Diogenes ganz einfach zurückschrieb:

Sehr geehrter Herr Bürgermeister! Bezahlen Sie Ihre eigenen Schulden, aber kümmern Sie sich nicht um die Schulden von anderen Leuten.

Ich selbst wurde einmal Zeuge solch eines originellen Ausspruchs, begleitet von einer entsprechenden Handlung.

Der Alte schlachtete wieder einmal ein Schwein, was im Monat höchstens einmal geschah, dafür bekam er drei Mark, mehr brauchte er nicht monatlich für seinen Lebensunterhalt.

Die Prozedur des Schweineabstechens geschah in dem Städtchen in einem Hofe mit öffentlichem Durchgang, und, wie das nun so ist, es hatte sich ein zahlreiches Publikum versammelt, um mit anzuhören und anzusehen, wie die noch lebendige Zukunftswurst quiekt und sich verblutet.

Als nun das Schwein seine Seele ausgehaucht hatte, da nahm der Alte sein Käppchen ab, faltete die Hände und sagte salbungsvoll, so wie es der Pfarrer oder Kantor nach bendetem Begräbnis tut:

„Die lieben Anverwandten und Leidtragenden können nun nach Hause gehen.“

